

«All die Dinge, die der Brexit sichtbar machte, existierten bereits zuvor»

Die Schriftstellerin Ali Smith begleitet den britischen Austritt aus der EU erzählerisch – und in Echtzeit

Frau Smith, was empfinden Sie beim Rückblick auf das vergangene Jahr? Der Wechsel eines einzigen Jahres beinhaltet so viel mehr als ein Jahr. Mehr als vier Jahre, mehr als ein Jahrhundert.

Sie haben vier Romane in vier Jahren geschrieben. Dabei widmeten Sie sich den Jahreszeiten – nahmen Sie diese im Jahr 2020 anders wahr?

Ich danke den Göttern, dass die Jahreszeiten inmitten eines Lockdowns, der den gesamten Planeten erfasst hat, gleich bleiben. Gerade jetzt, da wir knietief in der Klimaschädigung stecken. Dass sich in der Natur also nichts im Lockdown befindet und der Jahreszeitenzyklus auf beruhigende Weise grösser ist als das individuelle Leben. Grösser als die Pest, grösser als politische Betrügereien.

Mit den ab 2016 erschienenen Romanen haben Sie den gesamten Brexit begleitet. Wessen Feder rechnen Sie dessen Story zu?

Eine kleine Anzahl von Leuten hat beim Brexit ziemlich viel Geld gemacht, indem sie sich eines uralten Verfahrens bedient haben: des Teilens und Herrschens. Darauf wird immer zurückgegriffen, um durch Wut, Spaltung, Tribalismus und Parteinahme Geld und Macht zu generieren. Aber der tiefe Riss, die Ungleichheit, der Zorn – all die Dinge, die der Brexit im Vereinigten Königreich sichtbar machte und die die Erzähler der verschiedenen Versionen des Brexits so machtvoll zu nutzen wussten – existierten bereits zuvor. Und mussten vor allem auf eine Weise thematisiert werden, die niemanden überverteilt.

Wie sehen Sie in diesem Zusammenhang die Corona-Krise?

Die Covid-19-Pandemie hat die Dringlichkeit der massiven Ungleichheiten enthüllt, die bereits in der #MeToo- und der «Black Lives Matter»-Bewegung artikuliert wurden. Nebst der Dringlichkeit, den Schaden, den wir dem Planeten zugefügt haben, zu beheben. Aber im Chaos lässt sich Geld verdienen, und wenn man nach Macht strebt, ist Teilen und Herrschen der älteste Trick der Welt.

Können Sie die Anfänge Ihres Erzählprojekts beschreiben?

Seit Jahren, mehr als zwei Jahrzehnten, hatte ich überlegt, irgendwann vier nach den Jahreszeiten benannte Bücher zu schreiben, vier einzelne Werke, die zusammen ein grösseres Werk ergeben würden. Ich schlug dies nun also vor, als eine Art Zeitexperiment, bei dem ich jährlich etwas liefern würde und die Bücher so nah am Schreibprozess wie nur möglich veröffentlicht würden. Es erinnerte mich an die viktorianischen Schriftsteller, die veröffentlichten, während sie noch schrieben; «novel», das englische Wort für Roman, bedeutet «das Neueste, Aktuellste».

Sie selbst wurden 1962 in schottischen Inverness geboren und sind in einer «Zeit echter Möglichkeiten» aufgewachsen, wie Sie einmal geschrieben haben. Hat sich der Radius individueller Freiheit seitdem erweitert, oder existieren in dieser Welt der Möglichkeiten auch neue Grenzen?

Sehen Sie sich an, was die Welt der Daten und Algorithmen gern aus uns machen würde. Sehen Sie dann, als welche erstaunliche strahlende Vielzahl jeder Einzelne sich selber kennt. Denken Sie an vergangene Zeiten, als Menschen benutzt und herabgesetzt wurden, und an die anderen Zeiten, als sich Möglichkeiten eröffnet haben und wir in der Lage waren, einen kleinen, aber wunderbaren Prozentanteil jener Vielzahl zu verkörpern, als die wir uns selber kennen. Dieser Wechsel der Möglichkeiten taucht unter und wieder auf, von Ära zu Ära und Land zu Land, Kontinent zu Kontinent.



Ali Smith will zur Wahrheit über uns selbst vordringen.

DAVID LEVENSON / GETTY

Wo positionieren Sie sich selbst in diesem Wandel?

In meiner eigenen Lebenszeit sind die Veränderungen hinsichtlich Klasse und Gender und Bildungsmöglichkeiten gewaltig. Ich denke auch an die Unermesslichkeit der Zwänge, denen meine Grosseltern ausgesetzt waren, an die Kriege, mit denen sie und meine Eltern konfrontiert waren. Und an die offene Nachkriegswelt, die meine Generation in dem Teil der Welt, in dem wir lebten, erben konnte – wie sich uns alles auf eine Weise eröffnete, die sich meine Eltern und deren Eltern nicht hätten vorstellen können.

Was hat sich nun verändert?

Ich stelle mir die Frage: Und was bin ich? Bin ich ein Gesicht in einem Gesichtserkennungssystem? Eine Sammlung von Augenbewegungen auf einem Bildschirm? Und ist es das, was sie ebenfalls sind? Ach was. Lassen wir uns nicht von den Usern benutzen. Und zur Wahrheit über uns selbst vordringen. Denen Gehör schenken, die in einer kakophonischen Zeit keine Stimme haben. Die

Weise, wie jemand zum Verstummten gebracht wird, erzählt so laut wie nur irgendetwas die wahre Geschichte von uns allen.

«In meiner Lebenszeit sind die Veränderungen hinsichtlich Klasse und Gender und Bildungsmöglichkeiten gewaltig.»

In «Frühling» verbindet sich die Geschichte einer zwölfjährigen Aktivistin auf wundersame Weise mit Rainer Maria Rilke und Katherine Mansfield. Wie lässt sich ein Roman über die beiden Schriftsteller schreiben, ohne sie, wie eine der Hauptfiguren das tut, zu missbrauchen?

Mit vier Büchern vom Referendum bis zur Pandemie

ThD. · Das mit dem im Oktober 2016 veröffentlichten Roman «Herbst» begonnene «Seasonal Quartet» der schottischen Schriftstellerin Ali Smith ist eines der ambitioniertesten Erzählprojekte unserer Zeit. Die genaue Beobachtung der Missverhältnisse im Grossbritannien des Brexits macht ihren Jahreszeitenzyklus zu einem engagierten zeitkritischen Kommentar des «State of the Nation». Smith erzählt die Geschichte der Gegenwart, vom Referendum des Jahres 2016 über den Austritt Grossbritanniens aus der EU bis zu der am Horizont aufscheinenden Corona-Krise. Dabei unterläuft sie die Chronologie der Ereignisse

ebenso mühelos wie die Erzählungen der Politik und der Medien; sie eröffnet einen tiefen Resonanzraum, in dem Vergangenes und Zukünftiges anklagen. Als faszinierende, von einer einzigartigen assoziativen Kraft getragene Erzählung zeugt Smiths fulminante Tetralogie vom erzählerischen «State of the Art», widersetzen sich die Bücher doch den Konventionen des kommerziellen Realismus und betreten literarisches Neuland.

In «Herbst» erzählt Smith von der Freundschaft der jungen Elisabeth mit dem hundertjährig in einem Pflegeheim dahindämmenden Daniel Gluck. Dessen Geschichte greift der noch nicht in

Es war nicht schwer! Rilke und Mansfield hätten sich einmal beinahe getroffen; mit ihren bissigen, aber grosszügigen Temperamenten, mit ihren Werken, ihren zeitlosen Gedanken, endlosen Dimensionen und Wiederbelebungen. Diese Story einer verblüffenden Verbindung zweier Schriftsteller, die gerade eben verfehlt wurde – oder vielleicht überhaupt nicht verfehlt wurde, wer weiss? –, als sie denselben geografischen Raum teilten, ohne voneinander zu wissen. Vielleicht in dem Hotel in der Schweiz, das beide besuchten. Rilke und Mansfield im selben Raum? Es nimmt mir den Atem.

Für «Frühling» sind insbesondere auch die Wolkenbilder der britischen Künstlerin Tacita Dean von Bedeutung. Welchen Einfluss hatte die bildende Kunst auf das Schreiben des Jahreszeitenzyklus?

Wir leben in einer Zeit, in der das Bild alles ist. Es umgibt uns auf omnipräsenten Bildschirmen, wo auch immer wir sind, und wenn wir die kleinen intimen Screens aus unseren Taschen holen und anschalten, ist das Bild schon wieder da.

Müssten wir stattdessen zurück zu den Sachen?

Nun, der «Schirm» bezeichnet eine Oberfläche, die etwas verbirgt oder abschirmt, was sich genau vor uns befindet. So dass wir den Schirm betrachten statt die Sache selbst. Die bildenden Künstler, die in den vier Büchern auftreten, fordern uns auf, neu zu bewerten, was ein Bild ist. Wie es funktioniert, wie es uns bearbeitet und was es heisst, wenn wir das Wort «Bild» mit dem Wort «real» und dem Wort «Welt» verbinden.

Die zwölfjährige Florence Smith in «Frühling» will Gerechtigkeit erzwingen. Sie teilen mit der jungen Aktivistin den Namen. Was hat es damit auf sich?

Es gibt keinen Namen, der gewöhnlicher wäre als Smith. Genau darum geht es. Der Name weist in seiner Gewöhnlichkeit auf etwas Ungewöhnliches hin; die Schmiede – Silberschmiede, Goldschmiede, insbesondere die Hufschmiede – waren diejenigen, denen die Gemeinde einen Platz an ihren äussersten Rändern zuwies, weil sie in grosser Hitze eine kraftvolle alltägliche Arbeit verrichteten, die Metall zum Schmelzen bringen konnte. Ohne sie gäbe es keine Werkzeuge, ganz abgesehen von Schmuck, und die Pferde hätten keine Hufeisen.

Wird auf den «Winter unsers Missvergnügens» ein «glorreicher Sommer» folgen?

Ha. Nun, ja. Was Shakespeares Stücke verdeutlichen, immer und immer wieder, ist, dass unter guter Führung eine Chance besteht, wenn auch nur eine geringe, dass wir durch alles gut durchkommen – durch die Hölle, die ewiglich losbricht, das Durcheinander, den Sturm, die endlosen Wechselfälle namens Geschichte. Aber unter schlechter Führung? Keine Chance, sagt Shakespeare. Wieder und wieder sagt er: Nö.

Interview: Thomas David

Die Ibiza-Affäre pflanzt sich fort

Der Schmach verflüchtigt sich im Wiener «Tatort»

DANIELE MUSCIONICO

Ein schlecht rasierter Moritz Eisner, der Blick glasig, das Gesicht ungesund aufgedunsen, hockt schwitzend in der Beratungsstelle für Bundesbeamte. Die Kollegin blättert in seinen Akten, stutzt und fragt perplex: «Gekündigt nach 35 Jahren bei der Polizei? Was haben Sie denn gemacht?» Eisner starrt ins Leere und sagt: «Meinen Job.»

Die neue Folge des Wiener Kulturkriminalromans geht in die Geschichte ein als der Austro-«Tatort» mit dem Paukenschlag: Der Haberer Eisner steht zum Jubiläum seines fünfzigsten Falls mit einem Schlag ohne «Job» da. Die Empathie und Aufmerksamkeit, die er damit auf sich zieht, macht ihm allerdings ein Jüngerer streitig. Es ist ein gewisser Dr. Leytner, verkörpert vom Wiener Volkstheater-Schauspieler Matthias Franz Stein, der sich in der Folge «Verschwörung» als affektierter Ungünstiger ersten Ranges in Szene setzt.

Stein spielt die Rolle des alten Freunds und neuen Widersachers des (ersten) Opfers als Charade mit einem Echtheitsanspruch, wie ihn in Wien jeder schlechtgelaunte Kaffeehauskellner nicht wahrheitsgetreuer verkörpert. Seine Affigkeits, seine Selbstüberschätzung und der bleistift dünne Moustache, mit dem er sich inszeniert, sind ein Stück reiner Zucker.

Mörderhunde oder Drogentrip?

Moritz Eisner (Harald Krassnitzer) soll strafversetzt werden. Ist das ein historisches Moment, das Ende einer Karriere oder nur ein böser Traum? Grässlich muss er sich bei seiner Arbeit vertan oder im Ton vergriffen haben. Die Zuschauerphantasie dreht bereits Pirouetten und dreht sich ihren eigenen Krimi – da wird ihr klar: Ättsch, hereingefallen, dieser «Tatort» spielt auf mehreren Zeitebenen. Es dauert, bis man die Struktur und die Fakten auseinanderklammert. Die Autoren Ivo Schneider und die Regisseurin Claudia Jüptner-Jonstorff machen es ihrem Publikum zwar sehr schön – in ästhetischen Locations –, doch auch schwer: Die Narration ist ein Labyrinth.

Zu viele Binnengeschichten vernebeln die Durchsicht. Moritz Eisners Laufbahn steht auf dem Spiel, und der Tod eines Spitzenbeamten des Innenministeriums, der bei seinem morgendlichen Waldlauf zähnefletschende Hunde halluziniert und dann in einer Kiesgrube zu Tode stürzt, zieht weite und mysteriöse Kreise. Bibi Fellner (Adele Neuhauser) wiederum zeigt erstaunliche Fitness und rennt – auf der Suche nach Beweisen – durch den Wiener Wald, als hätte sie ein Leben lang dafür trainiert. Wie nun der Tod des Beamten, Eisners beruflicher Knock-out und Fellners plötzliche Sportlichkeit miteinander zusammenhängen – oder eben nicht –, ist bisweilen auch mit bestem Willen nicht zu ergründen.

Filzokratie an der Donau

Die Folge «Verschwörung» ist thematisch überfrachtet und auf dramatisches und dramaturgisches Feuerwerk aus. Der Preis dafür sind der Verlust an Leichtigkeit und ein Defizit an Schmach, mit dem die Ermittler nicht nur ihr Publikum, sondern auch sich selbst in der Vergangenheit stets gut unterhielten. Doch die Sorgfalt, die hier für das Casting verwendet wurde, versöhnt leicht mit der Unübersichtlichkeit der Handlung.

Für Witz und Schmach allerdings gäbe es fähiges Personal und genauso inhaltlichen Anlass. Die alten Hasen Eisner und Fellner ermitteln in einer Szene, mit der wir Österreich leicht in Verbindung bringen: in einer Filzokratie von Politik und Exekutive. Seit 2017 liegt Ibiza bekanntlich an der Donau. In diesem Fall ist die Ibiza-Affäre vor den Toren Wiens situiert. Die Sonne brennt, die Ermittler schwitzen, und vor der Zufahrt steht das Schild «Achtung, Sackgasse». Die Tafel ist aussagekräftig. Denn auch bei dieser «b'soffene G'schicht» aus dem echten Fernsehleben gibt es nur Verlierer.

«Tatort» aus Wien, Sonntag, 20.05/20.15 Uhr, SRF 1 / ARD.